DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, den 23. April 1932

Nummer 20

Besuch

Skizze von Alfred Semerau.

Um zehn Uhr kam die Depesche. „Erwarte Euch gleich, Tante Anna." Lühns berieten rasch. Stand es wirklich schlecht mit der Tante? Sie fürchtete doch immer gleich das Schlimmste. Aber sie waren ihr sehr verpflichtet. Sie mußten fahren.

„Und der Junge?" sagte Fränze Lühn. Sie konnten doch Gert nicht allein lassen. Das Mädchen war gerade zur Hochzeit ihrer Schwester verreist.

„Gert", sagte ihr Mann, „mit seinen sechs Jahren kann die paar Stunden schon allein verbringen. Außerdem hat er ja Molli, den Spitz, zur Gesellschaft."

Noch ein kurzes Hin und Her, dann gab sich Fränze überwunden, traf schnell alle Vorbereitungen, und nach einer Flut von Ermahnungen brachen Lühns auf. Gert sah ihnen nach, wie sie durch die Wiesen nach dem Walde gingen. Hier winkten sie ihm zum letzten Mal zu.

Früh hatte es geregnet, dann brach die Sonne durch das trübe Gewölk, und jetzt spannte sich ein heiteres Blau über die Erde. Fern über den Feldern und Wiesen erhoben sich verstreut die Gehöfte des Dorfes, über die der schlanke Kirchturm ragte. Gert sah sich zum erstenmal ganz allein. Das Haus war verschlossen, aber jedes Zimmer offen. Im Eßzimmer hatte ihm die Mutter eine feine Mahlzeit aufgebaut, belegte Brote, Obst, Milch, Kuchen. Aber er war nicht hungrig. Er hatte vor kurzem Mittag gegessen. Er ging hin und her. Molli neben ihm. Laufen, Molli? Mama hat das Laufen nicht gern. Aber jetzt war sie ja nicht da. „Los, Molli!" Nun ging die wilde Jagd an, bis sie atemlos auf einem kurzen Teppich ausrutschten. Was nun? Bilderbücher, Soldaten? Nein. Gert holte sein Boot vor und veranstaltete in der Badewanne eine tolle Fahrt, bis das Boot kippte und seinen Schiffer verlor. In Papas Zimmer sah der Kleine begehrlich zu der Studentenmütze über den Rapieren und der Pfeife auf. Aber sie hing zu hoch. Auch die wunderbare Glaskugel im Wohnzimmer konnte er nicht herunterlangen. Sie war mit Wasser gefüllt und innen stand ein Haus mit Bäumen und einem Hund davor. Und wenn man die Kugel schüttelte, gab es ein Flockengestöber. Aber ans Klavier konnte er. Es brummte und quiekte; Molli heulte. Er klappte den Deckel zu. Jetzt wurde es langweilig. Er nahm eine Birne und sah aus dem Fenster. Eben trat ein Mann aus dem Walde, an dem Vater und Mutter vorbei zum Bahnhof gegangen waren. Der Fremde blickte erst nach dem Dorfe hin und kam dann auf das abgelegene Haus zu. Gert reckte sich: Der Mann kam zu ihm. Jetzt stand er vor dem Garten, klinkte an der Tür. Sie war geschlossen. Molli bellte wütend. Der Mann sprang über den Zaun, kam, die Mütze in der Hand, rasch ans Fenster, sagte etwas. Molli tanzte vor Erregung an den Scheiben hin und her. Gert packte ihn und schleifte ihn ins Schlafzimmer.

Jetzt hörte er, was der Mann sagte. „Hunger!" Gert lief nach einem Brot und reichte es ihm durch das Fenster. Der Mann dankte und schlug seine kräftigen Zähne ins Brot. „Wollen Sie mehr? Ich haben einen ganzen Teller." Und ehe der Mann noch erwiderte, brachte der Kleine den Teller. „Essen Sie nur!" Der Mann griff zu. „Ich habe heute noch nichts gegessen, bin immer zu gewandert und jetzt müde und hungrig, junger Herr." Gert sah vergnügt zu, wie es dem Fremden schmeckte, und hörte begierig, wie der Mann erzählte.

Er war immer draußen, immer unterwegs. Im Sommer machte das Wandern Freude. Da schlief man im Wald, auf Garben, im Stroh. Da war es wunderbar still, bis die Vögel den Schläfer weckten. Vom Frühling bis zum Herbst war's schön in Feld und Wald. Aber wenn der Winter kam, wurde es schlimm, sagte der Mann und sah vor sich hin. Dann schlief er in einem Stall, einer Scheune, einer Hütte von Holzfällern oder Kohlenbrennern im Walde. Als fröstele ihn schon jetzt, zog der Mann seinen abgetragenen Rock zu.

Gert sah ihn aufmerksam an. Der Mann hatte kurzes, braunes Haar, ein frisches, rundes Gesicht, große, braune Augen, zwei Narben und viele Falten auf der Stirn, um Augen und Mund. Gert war also ganz allein mit dem Hund? fragte der Fremde. Gert erzählte. Der Mann gefiel ihm. Nun, wenn die Eltern erst um sechs Uhr kamen, konnte man sich ja bei ihm ein wenig setzen. Behend stieg der Mann durchs Fenster. Molli polterte wütend gegen die Tür. „Ich bringe ihn schon zur Ruhe, junger Herr." Der Mann öffnete plötzlich die Tür, packte den Spitz und schüttelte ihn: „Still, dummer Kerl!" Mit letztem Knurren verkroch sich Molli unterm Sofa. „Fein wohnst Du hier." Der Mann setzte sich an den Tisch.

„Wie heißen Sie?"

„Karl. Auf den anderen Namen kommt's nicht mehr an."

„Ich heiße Gert. Gert Manz."

Karl sah ihn nachdenklich an, schüttelte den Kopf: „Manz? So, so."

„Erzählen Sie mir weiter vom Wald und von den Tieren!" bat Gert. Karl erzählte, der Wald wurde lebendig mit seinem vielfältigen Getier, Gerts Augen glänzten. Nie hatte Papa so erzählt!

Nach einer kurzen Pause fragte Gert aufmunternd: „Wollen wir reiten?" Reiten war wundervoll. Aber man konnte es nur, wenn Mama nicht daheim war. Karl lächelte, kniete nieder, Gert hockte auf. Erst ging's langsam durch die Stuben, dann im Trab und Galopp, bis Roß, Reiter und Molli, der mitgejagt war, auf dem Teppich in der Wohnstube übereinander lagen. Dann holte Karl die Glaskugel herab, und Gert ließ wilde Schneestürme auf Haus, Bäume und Hund niederwirbeln. Konnte Karl Klavier spielen? Ja? Da saß er auch schon vor den Tasten, suchte die Töne zusammen und summte: „Lang, lang ist's her . . ." Er schüttelte unwillig den Kopf, griff fester in die Tasten und sang? „Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun." Aber mittendrin brach er ab. „Ich habe auch mal schöne Stuben gehabt, junger Herr, ja, ja . . lang ist's her." Wieder glitten die Finger über die Tasten: „Und in Jene lebt sich's bene, und in Jene lebt sich's gut . . ." Er klappte heftig den Deckel zu. Er stand auf, an der Schwelle von Lühn's Zimmer stutzte er, als er die Studentenmütze und die Rapiere sah. Dann trat er an sie heran und fuhr zärtlich über den Stahl: „Jena . . . Jena . . ."

„Die trug Papa früher", Gert wies auf die Mütze, „und damit hat er geschossen." Karl nickte mit gesenktem Kopf, nahm ein Stück Papier vom Schreibtisch, schrieb etwas darauf und steckte es an ein Rapier. Dann setzte er sich im Wohnzimmer nieder, zog eine halbgerauchte Zigarre aus dem Rock, steckte sie an und sagte: „Nun mußt Du Deine Milch trinken, Gert . . Gert Manz." — „Warum sind Sie jetzt so still?" — „Mir kam etwas aus alter Zeit in den Sinn." — „Können Sie Ringe blasen?" — Karl blies sie kunstreich rund und voll. „Jetzt muß ich fort", sagte er mit einem Blick auf die Uhr. „Nun schenkst Du mir ein Stück Brot und Wurst, dann gehe ich". — Gert begleitete ihn in die Küche, und Karl suchte sich alles zusammen. „Nun leb wohl, mein Junge, und bleib gesund!" Er gab ihm die Hand, strich ihm über den Kopf und war dann aus dem Fenster. Gert sah ihm nach, wie er rasch dahin ging. Einmal wandte er sich noch, winkte, dann war er im Walde verschwunden.

Nicht lange danach kamen die Eltern zurück. Mit der Tante stand es gut, daß sie bald wieder hatten abfahren können. Mama umarmte Gert zärtlich und brachte ihm eine große Tüte als Belohnung. Papa kniff ihn sanft ins Ohr: „Na, wie war's?" Aber ehe Gert noch antworten konnte, rief Mama bestürzt: „Hier riecht's ja nach Zigarren!" Wirklich! Auch Papa stellte es fest. Gerts Gesicht stand in hellen Flammen. Mama riß den Jungen auf den Schoß und fragte ihn erregt aus, und Gert erzählte. Mama schüttelte fassungslos den Kopf. Papa aber ging durch die Zimmer, kam zurück und sagte: „Es ist kein Märchen. Der Mensch hat nichts angerührt." Gert riß sich von Mama los und zog Papa zu der Mütze und den Rapieren. „Sieh, da hat Karl was geschrieben!" Papa zog das Stück Papier ab und las: „Zu flüchtigem Besuch — Dein einstiger Kommilitone Karl Berk."

Die Lebensretterin / Skizze von Charlotte Riese

Es war Jahrmarkt in der kleinen Stadt. Bei seinem Besuch sah ich mir auch den Schlangenbeschwörer an, der mit einigen Reptilien seine Kunststücke machte. Es war ein dunkelhäutiger, übelriechender Kerl, der mit erstaunlicher Zungenfertigkeit die großartigen Eigenschaften seiner Schlangen anpries. Sie waren natürlich über alle Maßen giftig. Trotz seiner Anpreisungen sammelte sich nur wenig Publikum — die Schlangen taten auch nichts Besonderes, ringelten sich ein wenig, richteten sich mühselig auf und krochen nach dem Korb und den wärmenden Decken, in die sie eingehüllt gewesen waren.

„Sie frieren", sagte eine Stimme neben mir. „Geben Sie ihnen doch etwas warme Milch!"

Die Stimme gehörte meiner Zimmernachbarin, einer sehr ruhigen, schweigsamen Dame, mit der ich gelegentlich einige Worte wechselte. Der Mann machte ein verdrossenes Gesicht. „Sie haben schon Milch gekriegt, mehr kann ich nicht bezahlen. Die Geschäfte gehen schlecht!"

In der Nähe stand eine Kaffeebude, meine Nachbarin ging hinein und kam bald mit einem Kännchen warmer Milch zurück. Sie wurde in eine Schale gegossen, die Schlangen ringelten sich heran und nippten vorsichtig. Das sah nett aus, und es sammelten sich einige Zuschauer.

Ich ging weiter, die Tiere taten mir leid; aber ich konnte ihnen nicht ihre heiße Sahara verschaffen. Sie machten den Eindruck, als würden sie bald sterben.

Als ich nachher in unserm kleinen, langweiligen Eßzimmer meinen Nachmittagskaffee trank, setzte sich die Nachbarin zu mir.

„Nun", fragte ich, „sind Ihre Schlangen noch lebendig geworden?"

„Ich weiß es nicht." Die Gefragte lächelte entschuldigend. „Die Tiere taten mir leid. In meiner Jugend habe ich mich viel mit Molchen und Schlangen beschäftigt, das heißt mit Ringelnattern, die ungerecht verfolgt werden, und mit Blindschleichen, die eigentlich keine Schlangen sind; daher habe ich keinen Abscheu vor diesen Reptilien, und außerdem —", sie hielt inne und sah nachdenklich in die Tasse mit Kaffee, die ihr eben gebracht war. „Außerdem habe ich eigentlich Ursache, einer Schlange dankbar zu sein. Auch einer dieser Schlangen, die giftig sind, in Aegypten leben und nach der Flöte tanzen müssen. Die Sache ist gerade zehn Jahre her und in demselben Monat geschehen, in dem ich hier jetzt bin. Vielleicht denke ich deshalb daran, und als ich heute die Schlange sah, fiel mir alles wieder ein. Es war allerdings ein anderer Mann, der seine Tiere zeigte, ein richtiger Gaukler mit brennenden Augen, mit gutturaler Sprache und mit einem Gemisch von Unheimlichkeit und Unsauberkeit um sich, das ihn unangenehm machte. Aber er blies seine Flöte, die Schlangen krochen aus einem Korb und tanzten mit großer Vehemenz und einem gewissen Feuer, das sie schauerlich machte. Er hatte ein großes Publikum und machte gewiß gute Geschäfte. Ich muß noch sagen, daß er nicht auf dem Markt, sondern vor unserm Haus auftrat. Das war das erste Gasthaus des Städtchens mit einer Art Rampe, die mit bunten Ziegeln belegt war, auf denen die Schlangen sich sehr gut bewegen konnten. Dieser Mann hatte auch Körbe zu verkaufen, Bastkörbe, die ziemlich hoch und kunstvoll geflochten waren. Ich weiß nicht recht, wie ich dazu kam, mir einen Korb von ihm zu kaufen. Bekannte von mir taten es auch, und diese Körbe mit einem Griff kann man immer gebrauchen. Dann sammelte der Gaukler; jeder gab ihm etwas, und wir, die wir Körbe gekauft hatten, zogen mit unserm Kauf ab. Mein Zimmer in diesem Gasthof lag nach der Rampe hin, im ersten Stock, und hatte einen mit Weinlaub umwundenen Balkon. Es war ein hübsches Zimmer mit viel Sonne. Als ich jetzt hineintrat, fiel mir auf, daß mein eben gekaufter Korb einen sonderbaren Geruch hatte. Ich setzte ihn also in die Sonne auf meinen Balkon. Dort mochte er einige Tage auslüften.

Anderntags erschien der Gaukler im Gasthof und war außer sich. Seine beste Schlange wäre ihm abhanden gekommen, ob er sie hier im Hause suchen dürfe? Aller Insassen bemächtigte sich eine gewisse Aufregung, besonders der Wirt wurde zornig. Er hätte keine Schlangen im Hause, sagte er grob, der Kerl solle sich zum Teufel scheren. Der Gaukler bat, ob er einmal auf der Rampe flöten dürfe, seine Mimia, ich glaube, so hieß die Schlange, werde dann gleich erscheinen, falls sie in der Nähe sei. Er flötete herzzerreißend, aber es kam keine Mimia, und der Mann zog geknickt ab. Die Gäste sprachen noch einen Tag hierüber, freuten sich, daß keine Brillenschlange im Hause wäre, und dann dachte man an anderes.

War es den folgenden Tag oder etwas später, das weiß ich nicht mehr.. Aber der Geldbriefträger kam und brachte mir tausend Mark. Ich hatte sie von meiner Bank bestellt, um notwendige Schulden zu bezahlen. Da das Geld an einem Samstagabend erschien, mußte ich es in die Kommode legen, weil ich nichts damit anfangen konnte. Während ich die Anweisung unterschrieb, stand Louis neben mir, der junge Kellner, der erst seit einigen Tagen im Hause war und dessen Gesicht und Augen ich nicht mochte, obgleich er ein hübscher Bursche war. Der Wirt hatte ihn nehmen müssen, weil sein Vorgänger, ein Seele von Mensch, plötzlich erkrankt war. Louis hatte die Eigenschaft, immer da zu sein, wo man ihn nicht gebrauchen konnte. Weshalb stand er neben mir, als ich das Geld erhielt? Nun, ich würde es ja bald wieder los sein!"

Die Erzählerin trank bedächtig ihren Kaffee, ehe sie weitersprach.

„Erwähnen muß ich noch, daß ich etwas schwerhörig bin. Daher störte mich das Geräusch von der Straße nicht, und ich ließ meine Balkontür die Nacht offen stehen, weil es sehr heiß war. Auch diese Nacht von Samstag auf Sonntag war schwül, und ich freute mich, daß die Balkontür weit offenstand. Es zog Musik über den Platz, irgendwo sollte ein Schützenfest sein, einige Leute kamen wohl spät heim, ich hörte es halb im Traum und schlief bald ein. Bis mich ein entsetzlicher, ein wahnsinniger Schrei weckte. Ein Schrei — ich habe nie so etwas gehört. Elektrisches Licht gab es nicht, ich wollte mit zitternden Händen Licht machen, als meine Nachbarn schon an meine Tür klopften, auch der Wirt begehrte Einlaß. Aber ich war wie gelähmt vor Schreck, ich wagte mich nicht zu rühren. Bis ich die Kraft fand, mein Licht anzustecken und mühsam aus dem Bett zu kriechen. Ich schloß zitternd die Tür auf, und sie kamen alle herein. Mit Lichtern und Lampen, und wunderten sich, das ich lebte. Auf dem Balkon aber lag Louis, der neue Kellner, und um seinen Hals schlang sich eine zornige Schlange, die zischend auffuhr, als man ihr nahezukommen versuchte. Louis aber war tot. Er war nicht gebissen, wenigstens zeigten sich keine Spuren, er hatte einen Herzschlag vor Schreck bekommen. Bei ihm fand man einen sehr spitzen Dolch, und nachher stellte sich heraus, daß er ein lange gesuchter Einbrecher war, der sich unter falschem Namen als Kellner herumtrieb."

„Und die Schlange?" fragte ich, als die Dame schwieg.

„Ich schlug vor, sie zu fangen und sie ihrem Eigentümer wiederzugeben. Niemand aber wußte, wohin der Gaukler sich gewandt hatte. Die Schlange wurde totgeschlagen, eigentlich ganz natürlich, was sollte man auch sonst mit ihr anfangen! Ich habe die Geschichte lange nicht vergessen können, und ich verwünschte mein Geld, das einem Menschen das Leben kostete; aber nachher ist mir klar geworden, daß es mir vielleicht das Leben erhalten hat. Denn wenn ich ahnungslos den Korb angefaßt hätte, in dem die Schlange lag, wäre sie wohl ebensogut auf mich losgegangen wie auf den Einbrecher.

Der Mensch ist aber voll von Widersprüchen. Als ich jetzt die verfrorenen Schlangen wieder sah, mußte ich ihnen doch Milch geben lassen. Eine ihrer Art war doch schließlich meine Lebensretterin. Der Einbrecher hätte wohl kein Erbarmen mit mir gehabt."

Die Erzählerin schwieg eine Weile. Dann stand sie auf. „Man darf kein Tier verachten", sagte sie im Weggehen.

Brintik, der Tiger mit den Frauenaugen.

Skizze von Mat Ty Sen.

Indien — Urwald — wer ihn sah und erlebte, den läßt er nie mehr los. Kerto war wieder hier — floh er, trieb ihn die Sehnsucht? Der Urwald und das Land seiner Geburt hatten ihn wieder.

Kerto warf seine Waffe über die Schulter und rief Badjo, seinen Diener. Der erschien, er trug etwas Lebendes auf dem Arm. „Ein Tigerbaby, Toean! Willst Du es haben?"

Kerto streichelte das Kleine und erschrak heftig, als er die samtenen, tiefen, treuen, wilden Augen sah. „Die Augen meiner Frau." Kerto hob das hilflose Tier, traute ihm den Kopf und sagte: „Brintik." Das Tigerkind blickte den ockerfarbigen Mann groß an. „Brintek, Du hast ihre Augen, und Dein Fell hat die Farbe ihrer Haut. Bleibe bei mir!"

Das Tier wuchs zahm und freundlich wie eine Katze heran. Zur Zeit zwischen Sonne und Mond, wenn die Stimmen der Nacht in den Tieren der Wildnis zu schwingen beginnen, kroch man dichter zusammen.

Eines Tages sagte sein „Bapah" (Vater), der Fakir, zu Kerto: „Daß dieser Tiger die Augen Deiner Frau und sein Fell die Farbe ihrer Haut hat, ist kein Zufall. Ihre Seele durchstreift den Urwald und schwingt in den Tierseelen, mit denen Du in Berührung kommst."

Kerto winkte ab.

„Sohn, es ist so, wenn Du daran glaubst."

Am anderen Tage war das Raubtier verschwunden. „Der Urwald hat Brintik gerufen, um jene andere Seele zu binden." — —

Jahre vergingen. Kerto war in Batavia und hörte von den Verheerungen, die ein Königstiger im Kampong (Dorf) unter der Bevölkerung anrichtete. Frauen, Kinder, Männer, alles wurde niedergemacht. Die Regierung setzte ein Prämie aus. Versuche, die Bestie zu erlegen, scheiterten alle an einer Witterung, die das Tier im Augenblicke der Gefahr hatte.

Eines Tages macht sich Kerto mit dem Gewehr auf und geht tief in das Dickicht hinein. Da überrascht ihn die Dunkelheit mit der bekannten Plötzlichkeit.

Kaum hörbar vernimmt er ein Knacken der Zweige. Zwei mächtige Lichter funkeln in die Nacht. Kerto steht regungslos. Atem atmet Atem. — Da bewegt der Mann leise die Lippen: „Brintik." Das Tier zuckt, seine Augen reißen sich auf und suchen Gestalt und Gesicht des Menschen zu erfühlen. Noch wagt Kerto sich nicht zu rühren, die Bestie tastet sich vor.

Da, es schnaubt, bläst, schlägt den Urwaldboden mit dem Schweif und beginnt zu winseln. Aus seinen großen Augen zuckt es wie flehendes Weh, und der gewaltige Rachen stößt ein ungeheures Gebrüll aus, das selbst der Urwald erschauert.

„Brintik!" ruft Kerto und geht furchtlos auf den mächtigen Rachen zu. Das Tier liegt auf dem Boden des Waldes, gurgelnde Kehllaute stoßen aus seinem Schlund, der alle Wildheit verloren hat, dann liegt es ganz still.

Leise kniet Kerto nieder, streichelt das Fell des Tigers, krault den Kopf und erzählt in der Tiefe des Urwaldes von Kummer, Elend und Einsamkeit.

Tausendfältig lauert die Nacht im Dickicht. Kerto will gehen. Aber das will und kann die große Katze nicht begreifen. In namenloser Sorge springt sie ihm nach, winselt und geht mit.

Als Brintik sieht, daß Kerto aus dem sicheren Walde tritt und mit dem Gewehr in der Hand gebietet, dort zu bleiben, als das Tier sieht, daß nichts mehr zu hoffen ist, heult es weh und schaurig.

Froh, doch erschöpft erreicht Kerto das Gasthaus. Am späten Abend sitzt er immer noch auf der Vorgalerie. Er mag nicht schlafen gehen. Da gibt es eine Bewegung draußen am Eingang. Dort steht gesenkten Kopfes Brintik und rührt sich nicht. Die Diener laufen laut schreiend davon. Der Hotelbesitzer schießt. Brintiks Pranke schlägt ihm die Waffe aus der Hand. Der unglückliche Schütze liegt am Boden und wehrt sich vergebens gegen das mächtige Tier.

Geschrei von Frauen und Kindern. Da eilt Kerto heran. „Brintik!" hört man ihn rufen. „Brintik!" Die Tigerin hebt den Kopf und läßt von ihrem Opfer ab. Mit einem Sprung ist sie neben Kerto, legt sich nieder und leckt seine Hand. Dann erhebt sich das riesige Tier in seiner ganzen Größe und legt die Vorderpranken in stürmischem Liebesbeweis auf die Schultern des Mannes.

Menschen haben sich angesammelt, hören Kertos Erklärung und rufen: „Das ist ein heiliges Tier."

Vorsichtig beginnt er Brintik an den Menschen vorbei nach draußen zu führen, begleitet sie eine Wegstrecke und verspricht seinen morgigen Besuch. Ganz Batavia spricht von dem Ereignis, und die einheimische Bevölkerung will nichts mehr von einer Prämie und Tötung der Bestie wissen.

Am anderen und an vielen anderen Tagen Wiedersehen im Urwald. Brintik räubert ungestörter denn je. Nur Kerto hat Gewalt über sie. Die Regierung bietet ihm die Prämie an; er sinnt auf eine Lösung. Ein Stück Wald, fest umgrenzt, wird gekauft, ein Bambushaus an die Waldgrenze gebaut. Kerto zieht in das Haus, Brintik in das Waldstück. Kerto teilt seine Zeit zwischen Studien auf der indischen Beamtenschule und Brintik. Da kommt der Ruf nach Borneo. — Und Brintik? Kerto spricht mit seinem treuen Diener und versucht eine wöchentliche Trennung. Eine lange Woche ohne Brintik, sein Tag wird lang, er sitzt bei Freunden herum, fährt in das kühle Bergklima, kommt wieder zurück, verbringt seine Zeit in der Opiumhöhle, und seine Gedanken sind bei Brintik. Vor Ablauf der Woche ist er wieder zu Hause. Dumpf brüllt die Bestie, unberührt liegt das Fressen. Aber rasend vor Freude empfängt sie ihn. Borneo wird ausgeschlagen. Brintik frißt wieder, Brintik ist zufrieden, beide sind zufrieden.

Dann kommt der Ruf nach Holland für den indischen Forschungsdienst. Seine Zukunft steht auf dem Spiel, er muß gehen. Brintik? Er wird ihr Gift geben, kleine Körner, aus Urwaldkräutern still bereitet. Letzte Stunden — Kerto will das Gift reichen, Tigeraugen sehen unvermittelt auf die spielenden Finger. Er ist wie betäubt, er lehnt den Ruf nach Holland ab.

Wieder vergeht eine Zeit. Man hat Kerto eine Anstellung an dem pharmazeutischen Institut in Buitenzorg gegeben. Abends fährt er nach Batavia zurück. Sechs Monate später kommt seine Ernennung nach Europa. Kerto soll ein Jahr alle größeren Institute besuchen und dann darüber nach Indien berichten. Er kann es nicht mehr verweigern, er verliert sonst seine Stellung.

Immer wieder schiebt er die grauenvolle Tat hinaus. Die Passage ist gebucht. Der letzte Abend gehört Brintik. Da meldet der Diener Besuch.

Kerto geht nach vorn, eine Dame steht auf der Vorgalerie. „Brintik, kommst Du zu mir?" Er scheint es nicht zu begreifen.

„Ich bin mit dem Küstendampfer von Celebes gekommen. Ich war lange krank und hörte bei Freunden zufällig von der Tigerin, die meinen Namen trägt. Ich komme zu Dir und der Tigerin."

„Ist es Wahrheit?"

„Wenn Du vergessen willst, was ich Dir antat, als ich eines Abends Dein Haus verließ."

„Oh, ich kann es nicht fassen."

„Doch, wir bleiben hier und bauen uns ein schönes neues Bambushaus, und alles wird gut werden."

„Ja, Bapah hat recht: Ihre Seele durchstreift den Urwald und schwingt in den Tierseelen, mit denen du in Berührung kommst."

Gerd, das Teufelsmädel.

Skizze von J. Madlen Krog.

Ein behäbiges Pferd mit einer schlanken Reiterfigur trabte die Landstraße entlang. Als das große, rote Auto sich näherte, machte das Tier einen wilden Satz und der Reiter flog in hohem Bogen in einen Acker. Es war eine Dame, sie erhob sich jetzt etwas steifbeinig. Göring hielt an und ging auf sie zu. „Hoffentlich haben Sie sich nicht verletzt?" fragte er besorgt.

„Scheint nicht so, August war ja so freundlich, mich in weiche Erde zu befördern. Was dem alten Schaukelpferd nur eingefallen ist? Er ist doch sonst gerubsam wie eine Kuh. Es muß die abscheuliche, rote Farbe Ihres Wagens sein! Ob er wohl glaubt, er wäre ein Stier? Aber das Rot ist ja wirklich um wild zu werden. Wie kann man nur so einen Wagen fahren?" fragte sie erbost.

„Ich schäme mich ja auch", gab er kleinlaut zu, „aber die Sache ist die: Ich habe ihn auf einer Wohltätigkeitslotterie gewonnen."

„Ach so", lachte sie besänftigt, „na, so sieht er auch aus!" Damit stieg sie ein.

„Wohin darf ich Sie fahren?" fragte er.

„Nach Dreilinden, Gut meines Onkels, paar Kilometer von hier geradeaus! Scheint ja ganz gut zu laufen, die Karre. Darf ich mal probieren?"

„Können Sie denn einen so großen Wagen fahren?" fragte er zweifelnd.

„Können schon, bloß Onkel läßt mich ja nicht. Ich muß Schleicher' fahren."

„Schleicher? Die Marke kenne ich gar nicht."

„Glaube ich, das gibt's nur einmal! Es ist nämlich eins der ältesten und häßlichsten Autos der Welt. Sieht auf

die vom Abfallhaufen aufgelesen. Kriecht einher wie eine Schnecke, daher der Name ‚Schleicher'. Aber nicht totzukriegen. Wenn z. B. Schleicher in einen Lastwagen hineinfährt, so bleibt der bestimmt auf der Strecke, das Auto hat zwar ein paar Beulen mehr, kriecht aber lustig davon."

„Ja, wenn ich das Tempo bestaune, was Sie sich so leisten, dann kann ich Ihrem Herrn Onkel nur recht geben", rügte er.

„Fein ist das", sagte sie nur darauf. „Sie haben doch nichts dagegen, wenn wir einen kleinen Umweg machen?" Sie fuhr wirklich sehr gut, das mußte man ihr lassen. Aber auf einmal, päng! saß der Wagen fest, rührte sich nicht mehr.

„Großer Himmel, nun habe ich doch diese Moorkuh vergessen! Eigentlich", sagte sie etwas schuldbewußt, „ist das nämlich überhaupt kein Fahrweg. Sind Sie böse?"

Das war Göring nun wirklich, aber was half es? Sie hatten eine halbe Stunde zum Gut zu gehen, die Kleine war hübsch und drollig, er vergaß seinen Aerger.

Ein drahtiger, hochroter, kleiner Herr empfing sie mit funkelnden Augen. „So, Du Lausbüblein, was hast Du denn jetzt wieder angestellt?" fauchte er, „August kommt allein zurück und wen bringst Du denn da mit?"

„Göring", stellte sich der Begleiter vor und versuchte die Unfälle zu schildern.

„Onkel, Du mußt gleich ein paar Leute mit Brettern usw. schicken, damit sie den Wagen herausziehen. Ich säubere mich inzwischen, und Du kannst Herrn Göring auf den Schreck eine Erfrischung geben."

„Was sagen Sie zu dem Teufelsmädel, Herr Möring? Toll, wie?"

„Göring, Onkel, G ö r i n g ! ! Sein Wagen hat übrigens eine scheußliche Farbe."

„Na, also Göring! Warum sagst Du das nicht gleich? So unhöflich, die Namen falsch auszusprechen. Kommen Sie, Herr Löring!"

Als die Herren gemütlich bei ihrem Glas saßen, verbreitete sich der Onkel voll heimlichen Stolzes des weiteren über die Streiche seiner Nichte. „Schauspielstunden nimmt sie jetzt, das ist das neueste, Herr Göring. Was soll das, frage ich, wo sie doch mal das Gut erbt?" Göring spitzte die Ohren.

„Sollte mich nicht wundern, wenn sie Talent hätte", meinte er. „Temperament und Schneid hat sie für zwei, und hübsch ist sie auch."

Ja, das mußte ihr der Neid lassen. Sie sah zum Anbeißen aus, als sie jetzt im Türrahmen erschien. —

Zwei Wochen darauf schrieb Gerd ihrer Freundin: „Liebste Lo, denke Dir, es hat geklappt! Endlich habe ich Göring mit seinem roten Monster abgefangen. Dem guten August gab ich plötzlich die Sporen, er bockte, und ich ließ mich programmäßig in den Acker gleiten. Um die Sache zu verlängern, habe ich dann das Auto ins Moor bugsiert. Onkel, der Liebling, hat gleich mit meinen verschiedenen Künsten geprahlt. Es ging wie geschmiert. Freilich hat er erst angegeben wie ein Wilder, als er hörte, daß Göring ein Produktionsleiter ist und mich für einen Sensationsfilm verpflichten will. Aber was nützt ihm das? Ich habe ihm klargemacht, daß ich durchaus nicht vorhabe, ein richtiger Filmdiwan zu werden. Na, und was ich verdiene, wird in neuen Maschinen angelegt, die brauchen wir so nötig wie's liebe Brot. Er weiß ja ganz genau, wie mir die liebe, alte Klitsche am Herzen liegt. Göring ist übrigens sehr nett. Gar nicht hübsch, dem Himmel sei Dank. So verwittert, weißt Du, mit blitzblauen Seemannsaugen. Lachst Du? Meinetwegen! Ich bin fabelhaft glücklich, kann ich Dir nur sagen. Deine Gerd."

★

Das sonderbare Fräulein.

Skizze von Josef Winckler.

Unter uns am See, in der Pension von Askona, wohnte in 50 Jahre altes Fräulein, Signorina Askuli stand auf dem kleinen Messingschild ihrer Etage. Diese Dame grüßte sie, schritt stets einsilbig die Treppe hinab in einem weiten grünseidenen Schultertuch mit Fransen, wie wir es häufiger in Spanien gesehen hatten. Aber sie war eine Italienerin, die hier in der Südschweiz in völliger Zurückgezogenheit lebte. Diese Eigenbrötelei jedoch erregte nirgends Verwunderung, da in Askona damals viele Künstler, Musiker, Maler, Dichter und sonstige eigenwillige Leute lebten. Man ließ jeden gewähren, solang er Bäcker und Schuster zahlte. Zudem wogt hier schon ins Tessin die bunte Unbekümmertheit, die blühende Wildheit südländischen Lebens herein. Dies Sonderlingsdasein der Dame war es also nicht, was in unsern Gesprächen oftmals zu mehr oder minder neugierigen Bemerkungen Veranlassung gab, vielmehr ihre schier närrische Tierliebe, die sich im Füttern, Dressur oder Wartung zahlreicher Finken, Drosseln, Kanarienvögel nicht genug tun konnte. In mehreren großen Bauern hielt sie ihre Heckenbrut um sich versammelt, und nie vergesse ich den sonnigen Dezembertag, es war unmittelbar nach Weihnachten, als uns von ihrem geöffnetem Balkon eine Wolke hellen Vogelgezwitschers entgegenschlug, bei der grauen Farblosigkeit der winterlichen Rebstöcke, Gärten und Berge nicht anders, als bräche mit ungreiflicher Ueberraschung der volle Frühling plötzlich herein! Aber als wir, uns übers Geländer hmabbeugend, einige Krumen des Dankes streuen wollten, schlug Signorina Askuli in unmißverständlicher Abwehr frech klirrend das Fenster zu. Gedämpft, wie aus weiter Ferne, hörten wir die sonnenberaubten Tierchen nun weiter klingen.

„Gewiß hat sie unglückliche Liebschaften gehabt, einen bösen Verlust, irgend eine Schicksalshärte verbittert wohl ihr Gemüt" — meinte meine Frau —, „sodaß ihre Galligkeit keinem andern Menschen Mitfreude an den Finken gönnt."

„Mag sein", erwiderte ich, „laß mich mit der Person in Ruh!"

„Vielleicht aber war's nur übertriebene Fürsorge, die durch fremdes Futter ihre Lieblinge geschädigt glaubt?" grübelte meine Frau weiter.

Als bald darauf wieder ein sonniger Tag schien, öffnete Signorina Askuli sperrweit beide Fenster, ließ aber nicht nur die Gardinen geschlossen, sondern zog auch noch die Stores dahinter zu, sodaß die sofort im frischen Lufthauch aufstrillernden Käfigtierchen vor jedem Anblick oder Zugriff gesichert blieben. Wir hörten hinter den doppelten Vorhängen gedämpft nur ihr flötendes, zirpendes, zimbelndes, trillerndes, schrillendes, verwirrend vielstimmiges Sehnsuchtskonzert.

„Unbegreiflich, wie die Trulle ohne Kopfschmerz den ganzen Tag solch' Vogel-Jazzband aushalten kann!"

„Vielleicht ist sie taub", lenkte meine Frau wieder ein, „und ergötzt sich nur an Hüpfen und Gefieder?"

Der dicke Hauswirt, den ich nunmehr ausfragte, schüttelte lachend die gefalbte Mähne: „Taub? Keine Spur, mein Herr!"

Ob sie sich denn mit der Zucht von Singvögeln nähre!

Ihr Onkel sei der Marchese von P., ihre Mutter besäße bei Verona ein Schloß — im Gegenteil. Einmal hätte ein Angorakatz sich hereingewagt und sieben Vögeln den Kopf abgerissen. Seit dieser Zeit zahle die Dame für jede Katze in der Nachbarschaft eine schöne Prämie, sodaß man sie schon weidlich ausgenutzt habe. Es sei wirklich nur ein Sparren — und grinste: „Sie trägt die Vögel sogar auf dem Kopf!"

Nun beobachteten wir, wie das Fräulein am Sonntag in vollem Staat wirklich einen gefärbten ausgestopften Vogelbalg auf dem Hut trug. Und amüsierten uns.

Der Vogelgesang blieb gedämpft hinter den Fenstern.

Der Frühling kam. Der Silbersee glitzerte, daß man in der Morgensonne nicht auf den Spiegel hinaussehen konnte und die Tapete von Wellenkringeln blitzte. Jener zärtlich berauschende Duft, halb aus Apfelsinensüße oder Mandelblüte, halb aus Chianti und Olivenöl wie ein warmes feines Zuckerwerk in allen Sinnen gemischt, erfüllte Gassen und Häuser. Aber die Nächte waren noch empfindlich kühl. Man konnte sich leicht erkälten vom jähen Klimawechsel.

Der Vogelgesang hing gedämpft hinter den Fenstern.

Unsere Hausbewohnerin hatten wir längere Zeit auch nicht gesehen. Nur die Käfige hatten, vollständig mit Tüchern zugedeckt, einmal auf dem Balkon gestanden, wie verhüllte Bienenstöcke in praller Sonne. Traurig, durch diese wollenen Decken das halb erstickte Gezwitscher. „Nein, sie ist keine Vogelfreundin, ein perverses Frauenzimmer voll Tierquälerei. Mich wundert, daß sie ihren Lieblingen nicht die Augen mit der Stopfnadel aussticht, damit sie besser singen lernen!"

„Es ist Vorsorge gegen die Temperaturschwankungen", widersprach meine Frau, „hör doch, wie schon alle Kehlen es ihr danken im Zimmer!" Und wirklich, verwundert über so schönen Gesang, lauschten wir diesen halben Abend.

Am Morgen, früh erwachend, schien der Gesang sogar verstärkt, weit herrlicher, ein vereinter Jubelchor. Gegen Mittag jubelten sie noch lauter, noch schmetternder, wir staunten. Der Gesang wuchs und wuchs. Wir standen bezaubert oft am Fenster. So wunderschön und überlaut hatten wir sie alle versammelt niemals singen gehört!

Und so blieb es die ganze Nacht, die ganze Nacht!

Am Morgen klingelten endlich mehrere Lieferanten, der Hauswirt pochte: „Signorina, Signorina!" Alle ihre Vögel hinter der Tür jubilierten, jubilierten, jubilierten Antwort!

Und als man die Tür losbrach, lag das Fräulein tot ausgestreckt auf dem Bett — dieser überwältigende Gesang war ein verzweifelter Hungerchor.

Oder hatten sie, aus Rache, ihre Leiche so schön und laut besungen, nur um selber gerettet zu werden?

★

Asche über den Anden.

Argentinische Skizze von Ernst Herbert Petri.

Wenn am Oberlauf des Rio Atuel von einem reichen Manne die Rede war, so hieß es: „Er hat soviel wie José Laurencena!"

Längs der chilenisch-argentinischen Grenze kannte ihn jeder. Ein glücklicher Mann, dem alles unter den Händen geriet, dessen silberne Sporen ein klingendes Lied vom stolzen Herrentum des Hidalgo sangen. Wie ein Fürst ritt José Laurencena über sein weites Land, und alle Hüte flogen vor ihm vom Kopf, wenn er befahl.

Nur einer blieb straff. Er gehörte diesem Deutschen, diesem Ernesto Leuthold, den Laurencena so haßte und den er doch nicht entbehren konnte, weil er auf ihn angewiesen war. Verdankte José nicht leider einen Teil seines Wohlstandes diesem Mann, den der Krieg mit seiner Familie hierher verschlagen hatte? Laurencena war zu klug, um sich selbst belügen zu wollen, und weil er seine Abhängigkeit von diesem Deutschen kannte, deshalb haßte er Ernesto Leuthold.

Und dann war das Mädchen, diese Maria Leuthold! Blond und aufrecht wie der Vater. Selbst ihn, den Herrn, reizte es. Doch nur mit Wut konnte José Laurencena an die Stunde zurückdenken, da er, der reiche Witwer, dem mittellosen Mädchen seinen Namen und seinen Reichtum hatte anbieten wollen und — abgewiesen worden war.

Seit einigen Wochen wußte José Laurencena auch warum: Weil Maria Leuthold seinen Sohn liebte, weil der alleinige Erbe seines Reichtums, Leon Laurencena, diese Liebe erwiderte. Keiner von beiden hatte ihm bisher etwas davon gesagt. Aber José Laurencena lief nicht mit verschlossenen Augen durch die Welt. Doch die Erfüllung ihres heimlichen Wunsches sollte ihnen versagt bleiben. José freute sich auf den Augenblick, da er den Sohn demütigen konnte.

Diese Stunde war gekommen. Der Sohn stand vor ihm: „Vater, gib mir die Erlaubnis, Maria zu heiraten."

„Nein, niemals!"

Leon Laurencena starrte den Vater an: „Aber, Vater! Das kann doch unmöglich Dein Ernst sein. Bedenke, wir lieben uns! Selbst wenn Du uns Deine Einwilligung versagen solltest, lassen wir dennoch nicht von einander."

„Dann hast Du nichts mehr in meinem Hause zu suchen. Dann kannst Du mit Maria Leuthold und ihrem Vater hingehen, wohin Ihr wollt!"

„Vater, ist das Dein letztes Wort?"

„Ja!"

Da wandte sich Leon Laurencena wortlos. Ein paar Wochen später erzählten sich die Leute am Rio Atuel, der einzige Erbe des reichsten Mannes im Staate Mendoza suche irgendwo weit drüben im Osten bei Buenos Aires Arbeit, um seine junge Frau vor dem Verhungern zu schützen. —

Zeitungsträger mit Extrablättern rasten schreiend durch die Straßen der argentinischen Hauptstadt: „Vulkanausbruch in den Anden. Vernichtender Aschenregen. Tausende von Menschen getötet. Das Tal des Rio Atuel am schlimmsten heimgesucht."

Leon Laurencena riß dem Rufenden das Blatt aus der Hand, überflog die Nachrichten, wurde weiß im Gesicht: „Am Rio Atuel? Der Vater!" Er dachte nicht mehr an das, was José Laurencena ihm angetan hatte. Er hörte nur die Stimme seines Blutes: „Dein Vater ist in Gefahr." Mit dem nächsten Zug fuhr er nach Westen.

Schon hinter Realico war es, als sollte es in die Hölle hineingehen. Züge mit Flüchtlingen rasten ostwärts. Schwarze Wolken schoben sich von Westen heran und entluden staubfeinen Aschenregen, der in Mund und Nase drang, die Augen gefährdete. Plötzliche Nacht verdrängte den Tag. Knirschend mahlten sich die Räder ihren Weg in die Finsternis hinein.

Dann hielt der Zug. Es war zwecklos weiter zu fahren, sich noch tiefer ins Verderben hineinzuwagen. Flüchtlinge schrien verzweifelt, wollten nach Osten zurückgebracht werden. Leon Laurencena verließ den Zug. Er hoffte, einen Wagen, vielleicht ein Pferd zu finden, mit dem er weiter vordringen konnte ins Tal des Rio Atuel. Er fand nichts. Er traf nur auf Leute, die auf der väterlichen Farm gearbeitet hatten und geflüchtet waren. Sie wußten ihm nicht zu sagen, was aus José Laurencena geworden war: „Vielleicht ist er geflohen. Jeder rettete sich, so schnell er konnte. Keiner hatte Zeit, auf den anderen zu achten."

Mit ohnmächtiger Wut sah Leon Laurencena ein, daß es zwecklos war, noch weiter ins Verderben hinein zu dringen. Aber er wollte nicht weichen, sondern ausharren, um über das Schicksal des Vaters Gewißheit zu erlangen, sobald die Natur ausgetobt hatte.

Tagelang saß er wie ein Gefangener allein im verlassenen Ort. Giftige Gase, die stoßweise mit dem Aschenregen aus Westen kamen und sich beklemmend auf die Brust legten, drohten ihn zu vertreiben. Er verschloß sich im Keller des geräumten Bahnhofsgebäudes und blieb.

Und dann kam endlich der Tag, da die Natur sich beruhigt zu haben schien. Zu Fuß strebte Leon Laurencena weiter nach Westen, den Fluß aufwärts. Asche hielt ihn auf allen Wegen auf. Es war ein qualvolles Schreiten, und die Verzweiflung raunte ihm oft ins Ohr: „Kehr um!"

Doch Leon Laurencena hielt aus. Er atmete jedes Mal auf, wenn er auf seinem mühsamen Weg eine Hirtenhütte erreichte und sie verlassen fand. So waren die Meldungen von den Tausenden von Toten wohl übertrieben, und auch der Vater hatte sicher Zeit gehabt, zu fliehen.

Endlich sah Leon aus dem grauen Staub, der das Tal wie ein schmutziges Leichentuch bedeckte, die Häuser der väterlichen Farm aufragen. Klopfenden Herzens bahnte er sich seinen Weg durch die fußtiefe Asche. Dann zwängte er sich durch die Tür des Wohnhauses. Beklemmender Gasgeruch stürzte auf ihn ein, der in die Räume gedrungen sein mußte und sich dort tagelang gehalten hatte.

Leon Laurencena riß die Fenster auf, stieß die Läden zurück. Luft drang ein, Licht fiel in die dunklen Räume, Licht fiel auf einen Menschen, der mit zurückgefallenem Kopf und offenem Mund im Stuhl vor dem Schreibtisch lag: Der Vater! Erstickt!

Einen Augenblick glaubte Leon Laurencena verzagen zu müssen. War jetzt nicht alles vernichtet, alles Arbeiten, jeder Versuch zu neuem Aufstieg zwecklos?

Nein, denn drüben im Osten wartete eine Frau auf ihn, für die zu kämpfen das höchste Lebensziel war, eine Frau, die neben ihm stehen würde, eine Frau, die er als Herrin gerade auf diesem, zu neuem Blühen bestimmten Besitz der Laurencenas sehen wollte.

Unverzagt begann Leon Laurencena das neue Lebenswerk.

★

Kokain in London / Kriminalskizze von Kurt Miethke

Der Vorgesetzte zwirbelte seinen Bart. „Graham", sagte er, „Sie haben da ein Gesuch um Beförderung eingereicht. Warum?"

Graham errötete.

„Ach so, da steckt was Weibliches dahinter. Hm. Wollen heiraten, vermute ich? Hm. Hören Sie mal zu, Graham! Habe da 'ne kleine Aufgabe für Sie, 'ne kleine Denksportaufgabe. Sie bekommen drei Wochen Zeit, sie zu lösen. Wenn Sie sie 'rausgekriegt haben, werden Sie befördert."

Graham neigte sich neugierig vor.

„Es ist das Kokaingeheimnis", sagte der Vorgesetzte.

Graham machte ein sehr, sehr langes Gesicht. „Wird nicht leicht sein", sagte er. „Scotland Yard zerbricht sich seit zwei Jahren den Kopf darüber, und nun soll ich es in drei Wochen lösen."

„Graham, Sie sind ein kleines Rad in der Maschine, die Scotland Yard heißt. Dieses kleine Rad kann von ungeheurer Bedeutung werden. Wir müssen diesem Kokaingeheimnis endlich auf die Spur kommen; die Oeffentlichkeit beginnt, uns auszulachen."

„Gut", sagte Graham, „ich werde mich daran machen."

„Ich will Ihnen noch einmal knapp das Problem darstellen", meinte der Vorgesetzte. „Also! In ganz London wird Kokain verkauft. Das Laster hat sich in den letzten zwei Jahren in ganz phantastischer Weise ausgebreitet. Wir können den gewissenlosen Verbrechern, die das Zeug verkaufen, in keiner Weise beikommen. Und warum nicht? Weil diese Gauner eine vorzügliche Organisation aufgebaut haben, ein System, in dem alles schwankt und wechselt, so daß man nicht weiß, wo man zufassen muß. Zuweilen gelingt es uns mal, einen Händler zu erwischen, aber das ist dann immer nur einer der untersten Diener des Systems. Wir wollen nun den Generalstab selber erwischen. Es nützt uns nichts, ein Grenzstädtchen zu erobern. Nein, wir müssen die feindliche Hauptstadt selbst einnehmen. Die Sache hat eben nur den Haken: Wir wissen weder, wie die feindliche Hauptstadt heißt, noch wo sie liegt. Wir wissen nicht, wer das Kokain verteilt und wo es herkommt. Wir wissen gar nichts. Wir wissen nur, daß die Sache so nicht mehr weiter gehen kann. Eine nette kleine Denksportaufgabe, nicht wahr, Graham?"

Graham machte ein saures Gesicht, nickte aber schließlich und sagte: „All right, ich will mich dran machen."

Der Vorgesetzte klopfte ihm freundlich und anerkennend auf die Schulter. —

Drei Wochen lang hörte er nichts mehr von Graham. Dann tauchte dieser plötzlich wieder auf.

Der Vorgesetzte bestellte ihn sofort zur Besprechung. „Na, Graham", sagte er, „wie steht es mit der Hochzeit?"

„Die ist in einer Woche", war die Antwort.

„Nana", lachte der Chef, „sollte das nicht etwas voreilig gedacht sein?"

„Oh nein", bekräftigte der junge Beamte, „das steht bombenfest."

„Hm, hm, haben Sie eine Erbschaft gemacht, daß Sie so schnell heiraten können?"

„Nein, aber ich werde befördert."

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?"

„Sie selbst."

„Und nun mal Scherz beiseite, Graham, haben Sie die Sache 'rausgekriegt?"

Graham nickte.

„Und wie heißt die Lösung des Kokaingeheimnisses?"

Graham holte einen zusammengefalteten Bogen aus der Brusttasche und warf ihn auf den Schreibtisch. Der Vorgesetzte griff gierig danach, faltete das Blatt auseinander und zog verblüfft die Augenbrauen in die Höhe. „Wollen Sie mich hänseln?" fragte er. „Das soll die Lösung sein?"

„Das ist sie", sagte Graham und lächelte. „Darf ich losschießen?"

„Ein mit ausländischen Briefmarken beklebter Bogen! Und das soll die Lösung sein? Eine wilde Phantasie haben Sie."

Graham ging auf und ab und begann zu erzählen. „Ich hängte mich zunächst an Terhune. Wir wußten, daß der mit Koks handelte. Ich ließ ihn beobachten und beobachtete ihn selbst. Terhune ging jeden Tag durch die Wilburstraße und sah sich die Läden an, dann kehrte er wieder nach Hause zurück. Das war am Vormittag. Abends fuhr Terhune immer los, jedesmal wo anders hin. Und da holte er sich Koks. Die Schwierigkeit war, daß er sich das Zeug jeden Abend an einer anderen Stelle holte. Wer teilte ihm den Ort mit, wo er es zu bekommen hatte? Wir paßten auf wie die Schießhunde und konnten nichts entdecken. Telepon hat er nicht. Briefe bekam er nicht. Wir haben ein Mikrophon in seine Wohnung geschmuggelt und seine Gespräche mit Besuchern belauscht, nichts war herauszubekommen. Ich wurde langsam verzweifelt und ließ Hilton, einen anderen Kokshändler, beobachten. Der hatte denselben Tageslauf. Morgens einen Spaziergang, wobei er sich die Läden angukte, abends Kokshandel. Weitere Beobachtungen waren fruchtlos. Wir spürten Whiteley nach. Dieselbe Geschichte. Ich ließ noch drei andere beobachten, und da kam ich auf eine merkwürdige Uebereinstimmung im Tageslauf der Burschen. Sie gingen nämlich alle am Vormittag spazieren und sahen sich die Läden an. Ich sah mir sämtliche Läden sämtlicher sechs Straßen an. Ueberall war ein Kolonialwaren-, ein Zigaretten- und ein Papiergeschäft. Kolonialwaren u. Zigarettenläden liegen beinahe in jeder Londoner Straße, nicht aber Papierläden. Ich begann diese zu beobachten. Ich merkte bald, daß sie überhaupt keine Kundschaft hatten. Die Auslagen waren verstaubt und schmutzig. Ein paar Tintenfässer, Lineale und ein Berg Papier, weiter lag nichts im Schaufenster. Das einzige Interessante darin waren die Briefmarkenbögen. Die wechselten nämlich erstaunlicherweise jeden Tag. Sie hingen an der Scheibe. Na, ich merkte bald, daß unsere Kokshändler jeden Morgen einen raschen Blick auf die Bögen mit den ausländischen Briefmarken warfen und dann ziemlich schnell wieder nach Hause gingen. Dahinter mußte irgend etwas stecken. Ich fing nun an, diese Bögen zu studieren, und die Sache war so einfach, daß ich eine ganze Woche dazu brauchte, um sie zu verstehen. Und das ist, was ich 'rausgekriegt habe. Der ganze Kokshandel befindet sich in den Händen eines gewissen Chatterley. Der hat einen Strohmann namens Bratt. Dem siebenunddreißig Papierläden in London gehören. Sie machen gar kein Geschäft, sie gehen alle erbärmlich schlecht. Aber sie dienen als Mitteilungsstellen für die Kokshändler. Z. B. der Bogen mit den Briefmarken, den Sie da haben, besagt für Hilton folgendes: ‚Gehe heute abend um zehn Uhr in die Bakerstraße! Dort wirst Du vor dem Hause Nr. 15 einen Mann finden, der Dir ein Paket mit Kokain überreichen wird. Losungswort Limerick.'"

„Und wo ist das zu lesen?" fragte der Vorgesetzte.

„Hier!" sagte Graham und deutete auf die erste Marke. „Diese Marke, eine norwegische Zehn-Oere-marke gibt die Zeit an. 10 Uhr. Die zweite Marke, eine deutsche Fünfzehn-Pfenn'gmarke, die Hausnummer. Dann folgen Marken von Brasilien, Amerika, Kanada, England, Rußland. Die Anfangsbuchstaben dieser Länder ergeben den Straßennamen. B, A, K, E, R, Bakerstraße. Dann folgen mehrere Reihen wahllos durcheinander geklebter Marken. Nur die letzte Reihe ergibt wieder ein Wort, das Losungswort, das sich ebenfalls aus Anfangsbuchstaben zusammengesetzt und in diesem Falle Limerick heißt . . . Was sagen Sie nun?"

Der Vorgesetzte stand auf und keuchte. Dann sagte er strahlend: „Mensch, Graham, hören Sie mal zu! Was Sie da rausgekriegt haben, ist genial. Damit haben wir die Bande sicher. Mensch! Graham! Eins kann ich Ihnen sagen: Wenn ich nächste Woche nicht zu Ihrer Hochzeit eingeladen werde, das nehme ich Ihnen furchtbar übel."

Und er reichte Graham lachend beide Hände.

Zwischenfall im Modehaus.

Skizze von Gustav Röttger.

Der Verkäufer pries das fünfte Modell an.

„Etwas ganz Pikantes, gnädige Frau. Lila Georgette mit Gold und Silber kombiniert. Spezialentwurf unserer Wiener Firma André & Co. — ein Teekleid . . . für die Zwecke der gnädigen Frau wie geschaffen!"

Frau von Lingen ließ den glitzernden Stoff durch ihre gepflegten Finger gleiten. Prüfte sorgfältig, prüfte nochmals und sagte schließlich nach einer längeren Pause, während der sie ein wenig nervös mit ihrer Halskette spielte: „Ich weiß nicht . . . die glockige Vorderpartie . . . glatter Faltenwurf wäre mir lieber."

„Aber gewiß, gnädige Frau! Wo gnädige Frau die Figur einer Primaballerina haben, ich verstehe durchaus. Darf ich Ihnen hier ein Façon in Crêpe Gaze zeigen? Modell Marguérite, preisgekrönt von dem Internationalen Komitee für Damenmoden, eine reizende Neuheit . . . ein Gedicht geradezu! Ich sehe gnädige Frau schon im Hotel Esplanade, bewundert, bestaunt, verehrt!"

Lächelnd breitete der Verkäufer das Kleid aus, mit einem Schwung, wie ihn jahrelange Uebung mit sich bringt.

Frau von Lingen war zufrieden. „Neu — dezent vornehm, alles was ich wünsche", sagte sie mit einer etwas süßlich singenden Stimme. „Haben Sie das Modell schon einmal verkauft?"

„Soviel ich mich entsinne, sind gnädige Frau die erste, deren erlesener Geschmack für diesen kostspieligen Schnitt entschieden hat."

„Das ist mir sehr lieb, denn es geht nichts über eine gewisse Individualität in Sachen der Toilette."

„Was das anbelangt, so können gnädige Frau ohne Sorge sein. Auf der Schweizer Reise, die Sie mit Ihrem Herrn Gemahl zu unternehmen beabsichtigen, wird nicht eine Dame der Gesellschaft ein Kleid tragen, das auch nur von weitem an eine Kopie dieses Modells erinnert."

„Also schicken Sie mir für morgen jemanden zum Anprobieren in meine Wohnung!"

„Sehr wohl. — Haben gnädige Frau sonst noch Wünsche?"

„Nein, danke. Das heißt: Ich darf mir wohl ein wenig die Dessous dort ansehen. Vor allem interessieren mich auch die Strümpfe."

„Aber gewiß! Wenn Sie die Güte haben, sich an den Tisch dort rechts zu begeben. Durchweg Muster neuester Mode. — Nachtschatten — beige — alles erste Qualität — Spitzenleistungen! Vielleicht beliebt es zu wählen, während ich die Modelle, die ich Ihnen eben zeigte, an Ort und Stelle schaffe."

Federnden Schrittes begab sich Frau von Lingen von dannen.

Strümpfe waren ihre Leidenschaft. Dafür gab sie Geld aus. Sie rauchte nicht, kaufte keine Süßigkeiten, war überhaupt sehr sparsam. Ab eben — die Strümpfe.

Und so kam es!

Um zwischen all den Kostbarkeiten, die durch die Beleuchtung des Salons von ihrem Glanz viel einbüßten, die richtige Wahl zu treffen, begab sie sich mit ein paar Prachtstücken an das große Bogenfenster, durch das in heller Flut das Tageslicht hereinströmte.

Das war ein Glitzern und eine Eleganz! Neun — diese Strümpfe!

Da plötzlich! Mit einer jähen Bewegung ließ sie . . .

Der Verkäufer sah es! Er hatte sich gerade umgedreht. Rot wurde er und ließ vor Schreck eine große Hutschachtel zu Boden fallen, denn Frau von Lingen, Gattin des Ministerialdirektors Erich von Lingen, versteckte soeben in dem Ausschnitt ihres Kleides — ein Paar Seidenstrümpfe!

Was aus der Sache wurde?

Fragt den Verkäufer!

Er schwieg. Er gewann dadurch die Dankbarkeit einer schönen Frau und wurde auf diese Weise in kurzer Zeit Leiter eines führenden Modehauses in Budapest.

★

Der Kapitän der 32 Schiffbrüche.

In tiefster Einsamkeit verstarb kürzlich der Schiffskapitän Charles Leach in seinem kleinen Landhause bei Guernsey. Niemand hatte etwas mit ihm zu tun haben wollen. Man nannte ihn wohl den Kapitän des Todes. Konnte er doch den geradezu schauerlichen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, 32 Schiffbrüche mitgemacht zu haben. Der Segler „Geraldine", den er zuerst befehligte, scheiterte zwei Tage nach Beginn der Fahrt im Nebel. Von da an heftete sich der Tod an die Fersen des Kapitäns. Alle Schiffe, die er führte, verbrannten, liefen auf Sandbänke oder scheiterten auf irgend eine Weise. Zuletzt wollte kein Matrose mehr unter Leach dienen. Der Kapitän mußte auf den Fahrzeugen anderer Völker Anstellung suchen. Aber da er fast keines der ihm anvertrauten Schiffe in den Heimathafen zurückführte, gab man ihm überall in kurzer Zeit wieder den Abschied. Insgesamt hat der Kapitän des Todes unter 20 verschiedenen Flaggen befehligt.

★

Fünf Milliarden werden verteilt.

Fast dreihundert Jahre sind verflossen, seitdem der Baron Trombetta in Kalabrien sein Leben beschloß. Bevor er das Zeitliche segnete, fühlte der Edelmann sich veranlaßt, auf einem seiner Güter eine kleine Kapelle zu errichten und zu ihrer Instandhaltung eine für damalige Verhältnisse recht erhebliche Summe auszusetzen. Bei seinem Tode stellte sich heraus, daß er keinerlei Erben hinterlassen hatte. Daher nahm die Kirche, später der Staat das Gut in Besitz. Nach 250 Jahren meldeten sich Erben des Verblichenen. Sie verlangten die Zahlung des kapitalisierten Wertes des Gutes von 1647, eine Summe von fünf Milliarden Lire. Im ganzen waren es 72 Erben, die den italienischen Fiskus wegen dieses Betrages in Anspruch nahmen, dabei allerdings wiederholt abgewiesen wurden. Im Jahre 1932 endlich erklärte sich der Staat bereit, 1300 Millionen Lire auszuzahlen, was auch angenommen wurde.